

Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordau.

(A. Himmus.)

(18. Fortsetzung.)

Das Weingut in Laubenheim stand zum Verkauf, denn seit ein großer nach Holland bestimmter Transport edlerer Weinsorten an der Grenze von der kaiserlichen Regierung mit Beschlag belegt und nach Paris geführt worden, um dort öffentlich versteigert zu werden, war das alte Haus nach allen Verlusten, die die Zeitverhältnisse schon vorher mit sich gebracht, dem Ruin nahe.

Das Ausfuhrverbot der Waaren in's Ausland war noch nicht verhängt, als die Konfiskation der Waaren schon erfolgte, aber die Beschwerde der beiden Handelsherren half ihnen nichts. Und zu diesen schweren Sorgen die schwerste um den einzigen Sohn und Erben! Man hatte, seit Erwin die russische Grenze überschritten, keine Nachricht von ihm erhalten, man wußte nicht, was aus ihm geworden war.

„Billa, mit Deinem Fortgang ist auch das Glück aus dem Hause gegangen, der Wohlstand und unser Erwin! Ob er noch lebt, und wenn — in welchem Zustande mag er wohl sein? Wie leicht zerhöhen, ein elender Krüppel, unser Jerschöner, stattlicher Erwin.“ Und die alte Frau rang die Hände und meinte bitterlich in Billa's Kammern, und das Mädchen stand daneben mit geisterlichem Gesicht. Sie konnte keinen Trost spenden, weil sie selbst keinen hatte.

So ging der Winter dahin unter Rot und Sorge, und schon wurde wieder eine neue Armee ausgerüstet und alle die früher zurückgestellt waren, auch die mit einem Gebrechen oder Schaden Befallenen, einberufen. Die Vorbereitungen der Armee halfen nichts, man brauchte zu viel Material.

Raum zwei Monate waren seit jener fluchtartigen Reise nach Paris vergangen, da ließ der Kaiser schon wieder auf dem Schloßhof zu Mainz die Truppen an sich vorüber defilieren, und wie die Regimenter jetzt in langen Reihen vorbeimarschirten, da machten sie doch einen stattlichen Eindruck, und der Kaiser brach in die Worte aus: „Oh que c'est beau!“

Er dachte trotz der letzten furchtbaren Erlebnisse noch an seine Nemesis, es ging ihm wie dem Spieler, der durch erhöhten Einsatz den Verlust bedenken will, hier war der Einsatz: Menschenleben und Menschenglück.

In der Menge rief man wohl das übliche „Vive l'Empereur!“ Aber der Ruf klang nicht mehr so vollstimmig wie früher, es waren bezahlte Schreier in der Masse, und viele schrien mit aus alter Gewohnheit. Andere dagegen sahen jähetrisch in stiller Wuth dem militärischen Schauspiel zu und stießen Verwünschungen aus, die von dem Lärm verhallen wurden. Vorläufig mußte man noch dulden und schweigen.

Der Kaiser war sehr bestimmt zur Reue geritten, denn er hatte neuerdings in Erfahrung gebracht, daß Defestreich, das Baiernland seiner Gemahlin, sich von ihm abwenden wollte; er fühlte, daß man in Europa nicht mehr so unbedingt wie früher an seinen Stern glaubte.

Bei den Juristen, die ihm nicht mehr so begeistert wie früher entgegen klangen, schweiften seine Augen finstler über die Menge. Da fiel sein Blick auf einen Mann, der nicht weit von ihm in der Menge stand. Seine kräftige, breitschultrige Gestalt, das lächliche Gesicht mit dem ernsten, stolzen Ausdruck waren allerdings auch nicht dazu angethan, unbeachtet in der Masse zu verschwinden, und jetzt waren diese Augen mit so drohendem, haßerfülltem Ausdruck auf ihn gerichtet, daß sein Zorn emporkam.

Er wandte sich an einen Herrn mit einem unangenehmen, vernünftigen Gesicht, der in seiner Nähe hielt. Es war Fouché, Herzog von Otranto. „Kennen Sie den Mann dort?“ fragte Napoleon mit scharfer Stimme. Fouché, der alles wußte, wandte flüchtig den Kopf nach der angegebenen Richtung. „Majestät meinen jenen Herrn im schwarzen Mantel und breitrundigen Hut? Das ist ein Herr von Greiffenklau aus dem Rheingau. Er erbt dort kürzlich das Stammschloß seiner Familie und besitzt außerdem in Amerika bedeutende Ländereien. Er verteilt sein Geld in verschwenderischer Weise an die Armen und führt das Leben eines Sonderlings.“

„Mir scheint, Sie werden alt, Fouché, und damit auch lässig,“ erlöste des Kaisers schneidende Stimme, „sonst würden Sie sich sagen, daß ein Mann mit einem solchen Gesicht immer seine Zwecke verfolgt, und daß diese Zwecke gefährlicher Natur sind.“

Damit drehte der Kaiser dem Herzog den Rücken, der infolge des strengen Wortes ganz in sich zusammenbrach.

In den nächsten Tagen gab es für den Kaiser viel zu thun. Er revidierte die Reskriptsurtheile. Befehltafel

Kassell und traf überall seine Anordnungen. Doch die Hauptsache, die zweifelhafteste Haltung Oesterreichs, nahm alle seine Gedanken in Anspruch, er ahnte, daß dieser Haltung ein weiderrichtiges Intriguenpiel zu Grunde lag.

Mit dem Großherzog von Frankfurt, der, wie immer, wieder zu seinem Empfang herbeigeeilt war, hatte er eine sehr ernste Unterredung unter vier manchen heftige Wort des Kaisers gegen den Großherzog erlaucht haben. Nach dieser Unterredung reiste Dalsberg sofort, ohne wie sonst noch dem Kaiser Gesellschaft zu leisten, in seine Residenz zurück. In Frankfurt empfing ihn sein Minister Albini mit besorgtem Blick.

„Es warten unserer unangenehme Dinge,“ sagte Dalsberg. „Aber wie?“ „Nun, wie konnte man auch denken, daß die Gräfin sich in so tollkühne Unternehmungen einlassen würde! Habe ich das gewollt?“

„Jedenfalls müssen wir uns salbieren,“ sagte Dalsberg.

„Aber wie?“ „Nun, wie konnte man auch denken, daß die Gräfin sich in so tollkühne Unternehmungen einlassen würde! Habe ich das gewollt?“

„Nein, nein,“ rief der Großherzog, „das geht nicht. Lena Erthal? Unmöglich!“

„Und wie wollen sich denn Heiligkeit aus der Affaire ziehen? Der Kaiser will ein Opfer haben, so muß es die Gräfin sein.“

„Und warum nicht dieser Greiffenklau, der ohnehin dem Kaiser mißliebiger zu sein scheint. Fouché sagte mir neulich, daß er diesem Herrn eine reprimande seiner Majestät zu verdanken habe.“

„Mais — Heiligkeit werden sich gnädigst erinnern, daß Herr von Greiffenklau bei der ganzen Sache gar nicht beteiligt war.“

„Aber man könnte ja leicht — besonders da er dem Kaiser mißliebiger zu sein scheint — „oh mon Dieu“, welche schrecklichen Verwickelungen, und das alles kommt nun plötzlich über mich, und ich stehe nur das Beste gewollt, der nach allen Seiten schlichten, es jedem recht machen wollte, der ich meinen Unterthanen immer ein gültiger Vater war. Albini die Regierungsaffären lassen zu schwer auf mir, ich bin ein alter Mann. Man erlauchte nachfolger Eugen Beauharnais, der Vizekönig von Italien, sie auf seine jüngeren Schultern nehmen!“ Der Großherzog vergoß ein paar Thränen, küßte Albini auf beide Wangen und sagte dann: „Thun Sie, was Sie für mich können. Ich wünsche meine Hände in Unschuld, und das Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben, muß mich trösten.“

Damit ging der Großherzog in sein Privatkabinett, das er hinter sich verschloß. Sein Minister sah ihm mit molantem Lächeln nach.

„Dalsbergliches Phrasentum,“ sagte er, „man weiß, was man davon zu halten hat, und thut nach eigenem Ermessen, was man für gut findet.“

Als die Gräfin von Fremont sich bald darauf bei dem Großherzog melden ließ, wurde sie zu ihrem Entsetzen nicht angenommen.

„Glauben Sie,“ sagte an demselben Tage Fouché zu dem General Marmont, dem Gouverneur von Mainz, „daß dieser Freiherr von Greiffenklau seine ganze Zeit wirklich nur philanthropischen Bestrebungen opfert und zum Zeitvertreib dann noch mit Clemens Brentano über Lebensphilosophie disputirt?“

„Sie sahen in dem kleinen Arbeitszimmer des Gouverneurs von Mainz, in dem früheren Osteinstein Palais, dessen große Fenster auf den Thiermarkt grüßten.“

„Er hat allerdings eine bewegte Vergangenheit hinter sich,“ versetzte Marmont, „zweimal konspirirte er gegen den Kaiser und kam dann wieder durch ein Wunder mit dem Leben davon. Dann ging er nach Amerika, obgleich man hier seine Dienste, das weiß ich genau, nicht zurückgewiesen, wenn er sie angeboten hätte. Dann soll er sich in Amerika ein kleines Reich gegründet haben — man erzählt Wunderdinge von seinen Thaten.“

„Aber warum kommt er gerade jetzt hierher? Ein Mann wie Greiffenklau thut nichts ohne Grund, und — ein solcher Mann kann vor allen Dingen nicht unthätig sein.“

„Man spricht von einer unerwiderten Leidenschaft des Freiherrn für die Gräfin von Fremont.“

„Unfinn! Es mag etwas Wahres daran sein, aber ein Mann mit solcher Vergangenheit endet nicht damit, daß er sich an die Schleppe einer Frau hängt.“

„Ich verstehe nichts davon,“ versetzte Fouché, „die Weiber waren mir stets höchst gleichgültig.“

Wenn man das häßliche, vernünftige Gesicht des Herzogs von Otranto mit

den kleinen, verschmitzten Augen sah, dann konnte man das wohl begreifen. Einen solchen Mann wurden die Frauen nicht gefährlich, weil er ihnen kein Interesse einflößte.

„Und doch heißt es in jedem complicirten Fall: „Cherchez la femme!“ versetzte Marmont mit cynischem Lachen. „Uebrigens muß dieser Greiffenklau viel Geld haben, denn er gab es mit vollen Händen für das Volk und die Verwundeten, die aus Rußland zurückkamen. In den Lazaretten überzeuge er sich selbst, ob seine Mittel die richtige Verwendung gefunden hatten.“

„Er ließ sich selbst nicht einmal von jener scheußlichen Krankheit, der Krätze, die mehr als man es zugestehet, hier haust, abschrecken.“

„Also ein Tugendbündler,“ sagte Fouché mit einer verächtlichen Handbewegung. „Gerade diese Ekelmüthsfanatiker sind die Gefährlichsten, denn sie sind unerschütterbar.“

„Freiherr von Greiffenklau!“ meldete in diesem Augenblick der Kammerdiener.

Es war, als wenn Greiffenklau, als er jetzt eintrat, etwas davon ahnte, daß man von ihm gesprochen hatte. Vielleicht lag auch in den Gesichtern der beiden Herren eine leichte Ueberzeugung, daß dieser Mann gerade jetzt, wie der Geist in der Fabel, bei ihnen erscheinen mußte.

Sein Adlerblick ruhte durchbohrend auf beiden Gesichtern, obgleich Fouché, der schlaue Fuchs, wieder die Maske der Unburchdignigkeit trug, die man an ihm kannte.

Greiffenklau nahm in dem Sessel Platz, den der General Marmont ihm mit verbindlichster Handbewegung bot.

„Ich komme als Bittender,“ erregte,“ sagte er. „Wir haben hier einen armen Teufel, der Mann sah einst bessere Tage, nun ist er heruntergekommen, verarmt. Sie werden begreifen, der Handwerkerstand kann nicht bestehen, wo Bellona ihm mit eisernem Griff den goldenen Boden entzieht. Nur im Frieden blühen Wohlstand und Intelligenz.“

„Sehr gut, Herr Baron,“ sagte Marmont ironisch, „ich bin Ihnen verbunden für diese unumstößliche Wahrheit.“

„Pardon,“ versetzte Greiffenklau ebenso ironisch, „ich vergaß, zu welchem Zweck ich hier bin, um einen armen Teufel, der mit seinen zweiunddreißig Jahren noch im dienstpflichtigen Alter steht. Er hat Frau und Kinder, das fünfte Kind ist vor acht Wochen geboren, die Frau schwach. Nun sollte er eingezogen werden zur Armee. Er hat anfänglich gebeten und gefleht, sein Elend darzustellen, daß die Seinen verhungern müßten, wenn ihnen der Ernährer fehlt. Auch ein ärztliches Attest von dem Medizinalrath Wittmann konnte er einbringen, daß er thatsächlich an einem körperlichen Gebrechen leidet.“

„Man kennt diese ärztlichen Atteste,“ warf Marmont ein, „wir können darauf kein Gewicht mehr legen.“

Fouché nickte verständnisvoll. Greiffenklau wollte auffahren über diese unerhörte Verächtlichkeit eines hochgeachteten Mannes, aber dann besann er sich. Es wäre nicht klug gewesen, jetzt, wo er etwas für seinen Schützling erreichen wollte, den General zu reizen. Er fuhr also fort, als habe er diese Aeußerung gar nicht vernommen: „Nun hat also der Unglückselige, als man ihn per Zwangsmittel pressen wollte, sich thätlich widersetzt. Es ist ein großes Verbrechen, ich weiß es wohl, und es steht darauf die Todesstrafe. In drei Tagen soll er am Reimundithor erschossen werden.“

„Gut,“ sagte er, „guten Abend!“

Marmont schloß einen Augenblick und spielte mit dem silbernen Bleistift, der als Perle an seiner Uhrkette hing.

„Bravo, Herr Baron, das nenne ich großartig,“ sagte er, „es opfert nicht jeder tausend Livres um irgend ein nichtsnutziges Subjekt.“

In Greiffenklaus Augen blühte es freudig auf. „Das Geld ist nicht weggevoiren, Excellenz, denn ich gewinne mit dadurch einen brauchbaren Arbeiter. Glauben Sie mir, nur die äußerste Verweigerung trieb den armen Schelm zu dem Verbrechen.“

„Um so mehr bedauere ich, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können.“

„Wie, Sie wollen nicht?“ rief Greiffenklau aufspringend.

„Ich kann nicht, mein Herr. Bedenken Sie, wenn man den einen Knapigat, häufen sich derartige Vergehen bis in's Ungeheure. Nachsicht ist hier an unrechten Platz, denn die Rheinländer sind ein renitentenes Volk, leicht zur Auffälligkeit geneigt.“

„Ich kenne meine Rheinländer,“ rief Greiffenklau, „ein renitentenes Volk ist es, arbeitsam, und freßlich in's Leben schauend. Freiwillig ordnen sie sich der Autorität unter, aber wo ihnen Tyrannie entgegentritt, da bäumen sie sich naturgemäß dagegen auf.“

„Sie urtheilen nicht gerade sehr freundlich über die Anordnungen Ihrer kaiserlichen Majestät, mein Herr Baron,“ mischte sich jetzt Fouché in's Gespräch, „wenn Sie von Tyrannie sprechen.“

Doch Greiffenklau achtete nicht darauf. „So wollen Sie also eine ganze Familie zu Grunde richten?“ wandte er sich wieder an Marmont. „Wenn der Mann aus böser Absicht gehandelt

hätte, so wäre ja jedes Wort für ihn zu viel, aber hier — er war in Verzweiflung, wahnsinnig vor unsäglichem Elend!“

Marmont erwiderte nichts, er zuckte nur stumm die Achseln.

Finster und dürr stand Greiffenklau vor den beiden Herren.

„Denken Sie denn nicht, daß es eine Nemesis giebt, und daß die Rechnung einst einen furchtbaren Ausgleich erfahren muß?“

Seine Stimme klang großend. Doch als er in die starren, bewegungslosen Gesichter der beiden Herren blickte, lachte er bitter auf.

„Sie werden denken, ich spiele Ihnen da eine Scene aus dem Ginn vor, und ich fühle in diesem Moment, wie sehr ich mich an das falsche Publikum gewendet habe.“

Er verbeugte sich vor den Herren und schritt hochgehobenen Hauptes an ihnen vorüber durch den anstehenden Saal, dessen bis zur Erde reichende Fenster sich auf einen großen, mit vergoldetem, schmiedeeisernen Gitter geschmückten Balkon öffneten, hinaus und die steinerne Flügelstiege hinauf.

Die Offiziere und Adjutanten, die sich in diesem Saal und dem daranstößenden ebenfalls runden Vorraum aufhielten, sahen ihm bestemmel nach.

„Das war der Greiffenklau,“ hieß es. „Was hat er nur? Sollte man ihm eine hohe Staatsstelle angetragen haben? Er sah so stolz aus, eigentlich, als wollte er es mit der ganzen Welt aufnehmen.“

In dem eben von ihm verlassenen Zimmer aber sagte Fouché zu Marmont: „Es wäre doch gut, wenn man diesem Greiffenklau etwas mehr auf die Finger sähe, er hat ganz absonderliche Ansichten.“

Drei Tage später wurde der arme Teufel am Reimundithor erschossen, und der Freiherr von Greiffenklau zu tausend Livres Geldstrafe verurtheilt, weil er sich für einen Hochverräther verwendet und dabei ungemessene Verhörungen über die Regierung gethan hatte.

Siebzehntes Kapitel.

„Sie haben mich rufen lassen, Lena. Wissen Sie, daß ich auf dem Wege zu Ihnen war? Welchen Dienst verlangen Sie von mir?“

„Franz! Muß es denn immer eine eigennützige Absicht sein, die Sie mit unterschrieben? Konnte es nicht etwas anderes sein, meine Sehnsucht nach Ihnen? Denn ich liebe Sie, Franz!“

„Lena, Sie haben ja überhaupt kein Herz. Sie wissen nicht, was Liebe ist.“

„Und wenn ich es doch wüßte, wenn ich es wiederhole: Ich liebe Dich, Franz, ich habe Dich immer geliebt!“

Sie lehnte den schönen Kopf an seine Schulter und sah mit zärtlichem Blick zu ihm auf. Welche Welt von Gefühl in diesen feucht schimmernden dunklen Augen lag, wach bestrahlendes Lächeln um diesen blühenden Mund.

Der purpurne Atlas ihres Kleides knisterte leise, er warf einen Gluthschein über ihr weißes Gesicht. Sie zog ihren Arm durch den seinen und wandelte langsam mit ihm durch die lange Reihe der Gemächer.

„Ob ich Dich liebe, Franz! Ich will ja nichts als Dich!“

Da lachte er bitter auf. „Und das sagst Du, Lena, die Du längst die Meine sein konntest, wenn Du nur wolltest? Aber nur Weib sein, nichts weiter als ein hingebendes Weib, das tanzt Du nicht, denn Du willst herrschen, herrschen überall. In zweiter Reihe kommt erst bei Dir die Frau.“

Sie lachte leise vor sich hin. „Und wenn ich Dir nun sage, Franz, daß ich längst in Wien zwei glänzende Partien ausschlug? Da war zuerst der Graf Elb, er bot mir eine beinahe fürstliche Stellung. Manche andere hätte sich dadurch blenden lassen. Und dann der Graf Wolsteinlein. Du erinnerst Dich doch des hübschen, lustigen Vagen am Hofe meines Oheims, „das Wolsteinsteinschen“ nannten wir ihn immer. Aber Lena Erthal wollte sich nicht wieder um Rang und Stellung verkaufen, sie denkt nur an einen, den sie immer geliebt hat, den sie schon liebte, als sie noch ein Kind war!“

„Und doch konnte sie ihn abweisen um eines Greises willen.“

„So lag doch die Vergangenheit vergangen sein. Lieber, laß uns an die Gegenwart denken, an die Zukunft, die uns gehört, wenn Du nur willst!“

Sie zog ihn an's Fenster. Der Mond war eben emporgestiegen über dem Dornthurm, den er mit phantastischem Licht übergoß. Silberseile hingen an den röhlichen Schindeln und Arabesten, und als das Silberlicht den Reiter auf dem spitzen Dach umzitterte, schien er sich zu bewegen.

„Ein Bild unserer Zukunft,“ sagte sie träumerisch. Sie hob den weißen Arm empor. „Dies aufsteigende Gestirn und der Glanz, den es ausstrahlt, sei uns ein gutes Zeichen.“

„So hast Du endlich eingesehen, Lena, wo das wahre Glück zu finden ist.“

„Gewiß!“ rief sie. „In Dir und mit Dir, auf der stolzen Höhe der Menschheit. Siehst Du, Franz, das nenne ich Höhe, wenn wir hinabsehen auf das Gewürm, das zu unseren Füßen kriecht, und wir können es haben, nein, wir halten es in der Hand. Höre mich an, Franz, und wenn Du mich liebst, wirst Du thun, was ich von Dir verlange. Es ist ja so wenig, nein, es ist ein gutes Werk, das Du thust. Stelle Dir vor: Ein Vater, der sein Kind an einen Unwürdigen verkauft hat, theils in unsinniger Verblendung, theils auch aus moralischem Zwang. Jener Mann, der Gotte sei-

nes Kindes, gehörte zu den Mächtigen der Erde, er fürchtete ihn, und so mußte sein Kind geopfert werden. Das Mädchen — nennen wir es so — sagte Madeleine mit leisem Lächeln, „war noch ein Kind, eine Puppe, die nichts von der Welt wußte. Sie war nicht unglücklich und auch nicht glücklich. Jedenfalls wird sie es leicht überwinden, wenn man sie von dem Gatten trennt.“

„Aber Lena, was soll das alles?“ fragte Franz erstaunt.

„Höre mich!“ rief sie, und wieder brach der alle herrliche Ton hindurch. „Also sprechen wir von ihr. Vielleicht liebt sie sogar schon einen anderen, noch ehe sie den Gatten kannte, man weiß es nicht. Sie ist unbedeutend, als Mensch nicht hoch zu rechnen. Nun wünscht der Vater sein Kind aus diesen unwürdigen Händen zu befreien, er will sie zurück haben. Doch das muß mit allen Künsten der Diplomatie geschehen, denn er — er würde sie nicht lassen, nicht um ihrer selbst willen, nur um äußeren Vortheil, denn er kann die Verbindung, die ihm ein Relief giebt, in den Augen der Welt nicht entbehren.“

Sie hatte sich so sehr in Eifer gegeben, daß sie gar nicht bemerkte, wie Greiffenklau's Gesicht, das noch eben im Sonnenlicht höchsten Entzückens geblüht, immer finsterner wurde, der alte, weltverachtende Ausdruck lag wieder darauf.

„Du erröthst schon, Franz, wenn ich meine. Jener Vater ist Kaiser Franz, und sein geopfertes Kind Maria Luise. Er möchte das Band, das ihn an den forstlichen Adolatensohn fesselt, zerreißen, er der Angehörige des ältesten Fürstenhauses Europas.“

„Und was geht mich das alles an? Wußte Kaiser Franz nicht ganz genug dem Mann gab, vor dem sich damals die ganze Welt beugte? Mir scheint, die Motten verlassen das Schiff! Loh die Großen der Erde ihre Angelegenheiten allein durchkämpfen, Lena, was kümmern sie uns!“

„O, wie blind könnt Ihr Männer doch sein, wenn Ihr nicht sehen wollt! Du sollst der Mann sein, der leise, unmerkbar hilfst, jenes Band zu lösen, und die Dir die Wege dazu gebnet hat, das bin ich, Deine Lena! Du bist ein alter, widerlicher Napoleon, und doch wollest Du niemals wieder die Hand gegen ihn erheben. Nun, dies ist etwas, was nicht an sein Leben geht, im Gegentheil, ich sagte Dir schon, vielleicht thust Du damit ein gutes Werk. Laß mich Dir berichten, was ich gethan habe.“

Mit untergeschlagenen Armen stand Franz von Greiffenklau da, gegen das Fenster gelehnt; hinter ihm das silberne Monlicht verschränkte die Konturen seiner Gestalt. Vor ihm stand Lena, ihr weißes Gesicht leuchtete aus dem Dunkel, und hier und da erglänzten die Purpurschatten ihres Kleides wie Blutstropfen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Dedon des Tisches.

„Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn nur zu pflegen weiß.“

Das Dedon des Tisches gehört zu den thierischen täglichen Dingen, an denen das Frauenleben so reich ist. Es scheint etwas so Einfaches, Unwesentliches zu sein und doch hängt sehr viel davon ab, wie es geschieht. Wo nachlässig, übereilt und ohne Nachdenken der Tisch gedeckt wird, da fehlt während des Essens bald dieses, bald jenes, die Schelle ist in steter Bewegung nach dem dienstbaren Geiste, oder wo ein solcher nicht vorhanden, ist die Hausfrau selbst gezwungen, fortwährend zwischen Speisezimmer und Küche unterwegs zu sein, das Vergessene zu holen — nach dem alten Spruch, „was Du nicht im Kopfe hast, mußst Du in den Beinen haben.“ — so daß sie, die des Tages Last und Hitze am Kochherd getragen, nicht zum ruhigen Geiste kommt, sondern „nur kalte Schale und getalgte Happen tragt.“

Nicht allein soll Sorgfalt, Umsicht und Aufmerksamkeit beim Dedon des Tisches walten, auch der Schönheitsfuss soll sich dabei betheiligen. Auch das Auge will berücksichtigt sein. So wie ein Blumenstrauß Herz und Sinn weit mehr erfreut, wenn er in einer schönen Vase steht, als in einem Scherben, so mundet eine Mahlzeit viel besser auf sauberen Tischzeug und mit blauen Geräthen genossen, als mit den gegenstehenden und von einem Tischstuch, welches einer Landkarte gleicht, und die Ueberflücht sämtlicher Küchengeräthe der Woche giebt.

Blinzes, fleckiges Tafelgeräth wird die schönstliebende Frau nicht dulden. Sie wird für Spiegelblatte Gläser, biao Porzellan sorgen und auf dem Tische sein Stuhl haben, an dem sich eine ausgebrochene Stelle befindet und sei sie noch so winzig; Dedel ohne Griff, Lassen ohne Hentel sind für sie unter keinen Umständen tischfähig.

Jedes Gedel sei zierlich arrangirt. Der gedeckte Tisch — wohl gemerkt haben wir hier stets den täglichen Familientisch und nicht die Ausnahmestafel für Gäste im Auge — also der gedeckte Tisch soll stets den Eindruck der Sorglichkeit und Lust und Liebe machen, mit dem er hergerichtet ist. Es wirkt höchst verstimmend, wenn auf den ersten Blick die nervös-hastende Hand erkenntlich ist, die im letzten Augenblick das Tischgeräth unordentlich hingepollert und das Tischstuch schief aufgelegt hat. Auch diese Arbeit beansprucht ihre Zeit, um ordentlich, atterat, nett und zierlich gemacht zu werden. Man darf mit Recht annehmen,

daß der gedeckte Tisch auf verschiedene Eigenschaften der Hausfrau Schlüsse zuläßt.

Schließlich möchte ich noch an ein wichtiges erinnern — an frische Blumen! Auf keinem Tisch sollten sie fehlen!

Stage und Trost.

Eine Mutter fand auf dem Schreibtisch ihrer Tochter das nachstehende Liebesgedicht, das dieselbe in ihr Album geschrieben hatte:

Ich möchte heim, mich nicht's dem Vaterhaue,
Dem Vaterherzen zu,
Bart aus der Welt vorwornem Gebräuse
Zu stiller, tiefer Ruh'
Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim leich' ich mit begehendem Verlangen;
Noch kennt mein Herz nur einer Hoffnung Stein:
Ich möchte heim!

Das Mädchen läuft in's Meer;
Das Kind legt in der Mutter Arm sich schlafen.
Und ich will auch nicht mehr,
Ranch' Lieb hab' ich in Luft und Schmerz geklungen,
Wie ein Geschwür ist Lieb und Leid verflungen;
Im Herzen blieb mir noch der letzte Reim:
Ich möchte heim!

Tiefbetäubt schrieb das sorgsame Mutterherz unter diese rührende Sehnsucht und Stage ihres Kindes die nachstehenden Verse:

Mein Kind, warum so traurig,
Und was betrübt dein Herz,
Daß du verzweifelt liegst
In hoffnungslosem Schmerz?

Du thörichst' Kind, geh', suche
Die Aeren doch nur auf,
Sie lassen sich schon finden,
Verlasse dich darauf.

Bereite anedry Freunde,
Die Armer sind als du,
So findest du hier bethe,
Die Aere und die Ruh'.

Und wenn die auch hienieden
Nun keine Aeren bliß'n,
So ist dir doch beiseiden
Ein Kranz von Immergrün.

Gegen die Seetrantheit.

Anlässlich der Probefahrt des neuen Dampfers vom Norddeutschen Lloyd „Kronprinz Wilhelm“ schrieb der bekannte Weltreisende Eugen Wolf ein interessantes Feuilleton „Zur Psychologie der Seetrantheit“, in dem er folgende Mittel bekannt gibt: „Wer sich nicht seest zu fühlen glaubt, lege sich möglichst flach auf den Rücken aufs Bett oder das Cajütenbänkchen. Beengende Kleider, fest zugeschnallte Westen und Hosen, bei Damen vor allen Dingen das Corset, müssen beiseitigt werden. Eine Schüssel kochendes heißes Wasser und zwei Handtücher genügen, um die Seetrantheit zu bekämpfen. Das Wasser muß mindestens 80 Centigrad haben, das Handtuch wird in Seirnbreite zusammengefaltet, ins heiße Wasser getaucht, ausgerungen, so heiß wie nur ertragbar um die Stirn gewunden, mit einem Stück Holz, Schußlöcher, Hand- schuhbündel, Zahnbürste oder was zur Hand ist, so fest wie möglich um den Kopf geknebelt. Dieser im ersten Augenblick kaum zu ertragende heiße Umschlag wird nach kurzer Zeit durch einen zweiten ebenso heißen ersetzt. Die Prozedur wird fortgesetzt, bis der Patient ein Gefühl des Behagens empfindet. Der Umschlag wird nicht aufgesetzt, auch muß es stets möglichst heiß um den Kopf gelegt werden. Trinken, essen oder rauchen während der Dauer der Umschläge hebt den Nutzen der Behandlung auf. Das Gefühl des Wohlbehagens, das sich durch Gähnen und das Bedürfnis, den Körper zu strecken äußert, bedeutet den Anfang vollständiger Ueberwindung der Seetrantheit. Dieses Wohlbehagen tritt bei vielen nach einer halben Stunde, bei den Meisten innerhalb einer Stunde, vorausgesetzt, daß obige Vorschriften streng beobachtet werden, ein. Das Benutzen von Wohlgerüchen, das Parfümieren des Körpers oder der Cabine ist zu vermeiden. Das Stadium der überstandenen Seetrantheit äußert sich in Durst, der teineswegs gestillt werden darf; der Patient bleibt ruhig liegen bis er Hunger verspürt. Sobald letzterer sich sehr stark einstellt, trinkt man heißen, ungezuckerten, dünnen, hellblonden Thee in leichtem Aufguss, ohne Milchzusatz und ist hinterher trockene, geröstetes Brot (Toast) ohne Butter, Marmelade oder dergleichen. Zwei Stunden später darf man ungestrast die Schiffsmahlzeiten einnehmen. Die ganze Cur dauert nicht länger, als ich Zeit brauche, sie niederzuschreiben; sie ist gründlich und wer sie von Anfang an befolgt, bleibt für den Rest der Reise und von Seetrantheit verschont. Obiges Verfahren habe ich bei Hunderten von Menschen in langjähriger Reiseerfahrung angewandt; es hat noch allen geholfen, verdient deshalb in weitesten Kreisen bekannt zu werden.“

In Deutschland wurden letztes Jahr für 75 Millionen Ansichtskarten verkauft. Sollte das vielleicht mit dem Umstande zusammenhängen, daß da, wo zwei Deutsche sich zusammenfinden, drei verschiedene Ansichten vorhanden sind?